

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Mittwoch, 24. Mai 2006

Tageszeitung / täglich

Verkaufte Auflage: 370.777

Verbreitete Auflage: 388.229 Seite: R1, R3 / oben links

Gedruckte Auflage: 461.009 Suchbegriff: **Tahiti | Zshg.m. Tourismus, Perlen**

Frankfurter Allgemeine

13755 - 38 - NM - TZ - 7515198 - === : (O)

Auf dem Frachtschiff durch die Südsee

■ **Anreise:** Air New Zealand fliegt täglich von London nach Los Angeles, dreimal in der Woche weiter nach Papeete auf Tahiti. Mit Zubringerflügen aus Deutschland ab 1299 Euro in der Economy Class zuzüglich Steuern und Gebühren, ab 3899 Euro in der neuen Business-Premier-Klasse. Weitere Verbindungen mit Air France und Air Tahiti Nui ab Paris.

■ **Aranui III:** Die Fahrt ab Papeete zu den Marquesas-Inseln dauert fünfzehn Tage und findet sechzehnmal im Jahr statt. Die nächsten Abfahrten sind am 10. Juni, 1. und 22. Juli. In den Preisen ab 3264 Euro pro Person in der Standard-Doppelkabine eingeschlossen sind Un-

terbringung mit Vollpension und alle Landausflüge. Die Rundfahrt wird auch für acht Tage ab/bis Nuku Hiva angeboten, dem zweiten und vorletzten Halt des Schiffs auf den Marquesas, und als Zwölf-Tage-Reise von Tahiti nach Nuku Hiva. Die Arrangements der „Aranui III“ sind im Reisebüro über zahlreiche deutsche Reiseveranstalter, beispielsweise Airtours, Dertour, FTI oder Karawane Individuelles Reisen, zu buchen. Informationen im Internet: www.aranui.com.

■ **Informationen:** Tahiti Tourisme, Schwarzbachstraße 32, 40822 Mettmann, Telefon: 0 21 04/28 67 25, im Internet: www.tahiti-tourisme.de.

Der Matrose trägt die Damen von Bord

Auf der Fahrt des Lebens: Mit dem Frachtschiff „Aranui“ durch die Südsee /

Von Andreas Obst

Die beiden Mädchen winden sich in Todesangst. Verzweifelt zerran sie an den Ketten, mit denen ihre Handgelenke an die eiserne Wand gefesselt sind. Doch so sehr sie auch reißen und wie schrill die Schreie tönen, so daß man ihre Pein bis hinaus an die Rezeption des Schiffs vernahmen kann – der Mörder kommt näher, Schritt um Schritt, in quälend langsamen Bewegungen. Schon fällt sein Schatten auf das erste Opfer. Doch was ist das? Stahl blüht auf in seinem Rücken, die Klinge fährt ihm in den Nacken. Der Mörder stöhnt und gerät ins Straucheln. Ein Moment nur, dann hat er sich gefangen. Die Schreie der Mädchen schrauben sich weitere Oktaven in die Höhe. Der Mörder faßt sich ins Genick, in dem noch immer die Klinge steckt, das Blut quillt über seine Finger. Das Schiff rollt sanft über den Wellen.

Mit einem gelangweilten Grunzen räkelte sich einer der beiden Seemänner auf seinem Stuhl vor dem Bildschirm. Der andere gähnt herzhaft und starrt danach wieder unbewegt auf das blutige Geschehen des Videofilms. Zunächst bemerken die beiden nicht die Bewegungen hinter ihrem Rücken. Einer nach dem anderen haben die deutschen Gäste den Konferenzraum betreten. Es ist ein kahler Schlauch, mit dem Farbdruck einer drallen Südseeschönheit an der Stirnseite als einziger Dekoration. Still haben sich die Deutschen auf die Stühle gesetzt, die in mehreren Reihen gestaffelt sind. Es ist die Zeit der allabendlichen Programmgespräche für den nächsten Tag.

Jühes Entsetzen spiegelt sich in den Gesichtern über die Metzelszenen auf dem Bildschirm – als blickten Eltern überraschend ins Kinderzimmer und sähen dort Dinge, mit denen niemand rechnen mochte. Andere geben tapfer vor, den Film nicht wahrzunehmen, und führen mit den Nachbarn ein halblautes Gespräch gegen das Inferno von der Tonspur. Als Bernard den Raum betritt, der elsässische Reiseleiter, erheben sich die Matrosen wortlos und schalten das Fernsehgerät aus.

Bevor Bernard auf der „Aranui III“ anheuerte, diente er einundzwanzig Jahre lang in der französischen Kriegsmarine. Lange war er in Papeete stationiert. Die Südsee sei ein Paradies, sagt er, das süchtig mache, so friedlich und so ruhig. Dann hebt er an in seinem singenden Deutsch, den nächsten Tag zu erläutern. Wann das Schiff vor welcher Insel Anker wirft, wann das erste der Beiboote ablegt, mit denen die Gäste an Land gebracht werden, und vor allem: wann es wieder zurückgeht an Bord. Denn das haben die Passagiere gleich am Anfang der Reise gelernt: Die „Aranui“ wartet nicht. Auf niemanden.

Eine Gruppe amerikanischer Gäste hätte deshalb um ein Haar die Schiffsreise verpaßt. Ihr Debakel begann auf dem Flughafen von Los Angeles. Dort verzögerte sich der Abflug ihrer Maschine so lange, daß sie erst auf Tahiti eintrafen, als die „Aranui“ bereits die Leinen gelöst hatte. Im

Landeanflug sahen die Amerikaner, wie das Schiff auslief. Am Boden teilte man ihnen mit, daß es keine Möglichkeit gebe, die „Aranui“ einzuholen, bevor sie Nuka Hiva erreicht habe, die Hauptinsel der Marquesas und die einzige mit einem Flughafen, auf dem auch Langstreckenflugzeuge landen können. Das würde erst am fünften Tag der Reise sein. Die Enttäuschung der Amerikaner war groß.

Doch dann gelang es ihnen, ein Flugzeug zu chartern, das sie nach Fakarava brachte. Im Tuamotu-Archipel macht die „Aranui“ auf dem Hin- und Rückweg von Papeete zu den Marquesas halt. Die Strände von Fakarava und Rangiroa sind die einzigen Stationen auf der langen Reise durch die Südsee, die nicht von den Notwendig-

Wer je mit der „Aranui“ von Tahiti zu den Marquesas-Inseln gefahren ist, wird diese Reise niemals vergessen. Es ist eine Eskapade in die Südsee, wie sie war, bevor die Touristen kamen – in eine paradiesische Welt ohne Klischees und Liegestühle.

keiten des Frachtgeschäfts diktiert sind, sondern von touristischer Lust. Sonne, Palmen über weißem Sand, die von Hellgrün bis Graublau oszillierenden Farben des Meers, am Strand eine Musikgruppe, die den ganzen Tag über ein einziges endloses Lied spielt, das von Sonne, Palmen und weißem Sand und den Farben des Meers zu erzählen scheint, und daneben die Stände der Händler mit ihrem Schmuck aus schwarzen Perlen, die nur auf dem Tuamotu-Archipel gezüchtet werden: Die Klischees des Südseeurlaubs, die sich auf Fakarava und Rangiroa auf das schönste halten, halten für die ganze Schiffsreise vor.

Ebenso wie ihre Vorgänger fährt die „Aranui III“ das ganze Jahr über in regelmäßigen Runden von Tahiti zu den Inseln der Marquesas, jener Inselgruppe Französisch-Polynesiens, die so weit wie kaum eine andere auf der Welt von jedem anderen Zipfel Land entfernt ist. Das „Land der Männer“, wie die Einheimischen sagen, ist bis heute wild geblieben. Eine Gruppe von Inseln, verstreut in den Weiten des Ozeans, von denen runde Kegelberge und spitze Steinadeln hoch in den Himmel aufragen und deren Flanken mit dichtem Urwald bedeckt sind, aus denen Wasserfälle schießen. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein pflegten die Bewohner der Marquesas die Riten des Menschenopfers und Kannibalismus. Heute leben nur einige hundert Menschen dort von Landwirtschaft und Fischfang – und den Besuchen, die mit der „Aranui“ kommen, alle drei Wochen für einige Stunden auf jede der sechs bewohnten Inseln.

Die Route des Schiffs ist der wichtigste Versorgungsstrang zwischen den Marquesas und der übrigen Welt. Weiter weg von allem anderen und auch der Grande Nation, die jenen Teil Polynesiens alimentiert, kann man nicht sein. Zwei Tage und zwei Nächte ist das Schiff auf See, bevor es die erste Marquesas-Insel erreicht. So müssen sich die frühen Eroberer gefühlt haben, als endlich Land in Sicht kam.

Genau das ist der Reiz der Fahrt mit der „Aranui“: Land zu erreichen, das anders nicht zu erreichen ist, und dort zu sein, wohin andere nicht kommen. Wenn das geflügelte Wort von der Reise, die man einmal im Leben unternimmt, wirklich sinnfälliger erscheint, dann auf dieser Fahrt. Sie ähnelt keiner anderen mit dem Schiff. Um sie anzutreten, haben die meisten Passagiere einen großen Teil der Welt umrundet. Fast alle sind in einem Alter, da das aktive Berufsleben lange schon abgeschlossen ist und ausreichend Zeit und finanzielle Mittel die Pflege aufwendiger Hobbys gestatten. Die Passagiere der „Aranui“ wären prädestiniert als Studienobjekte für die These, daß aktives Interesse an den Dingen der Welt nicht nur den Geist, sondern auch den Körper beweglich hält. Es ist erstaunlich, wie selbstverständlich viele von ihnen mit den Strapazen umgehen, die auf weiten Reisen in feuchter Hitze unausweichlich sind. Auch die Fahrt mit der „Aranui“ ist physisch anstrengend, zumal die Landausflüge oft den Charakter von Expeditionen annehmen.

Kaum einer der Passagiere beschränkt den Aufenthalt in der Südsee auf die Fahrt mit dem Schiff, zumeist sind die zwei Wochen auf der „Aranui“ Teil einer umfassenden Reise, die manche der Amerikaner an Bord weiter nach Australien oder Neuseeland führt, viele Europäer auf unterschiedlichen Routen durch die Vereinigten Staaten. Und fast alle, die in Papeete an Bord gehen und das Schiff dort zwei Wochen später wieder verlassen, räumen die Reise mit der „Aranui“ durch den Aufenthalt auf einem der klassischen Urlaubsatollen der Südsee ein. Denn die Fahrt mit dem Schiff bietet zwar Sonne und Meer im Überfluß, aber eben nicht das Ferienerlebnis des Strandurlaubs.

Die Marquesas entstanden als Gipfel einer Gebirgskette vulkanischen Ursprungs, die aus der Tiefe des Meeres aufragt. Dort gibt es keine Korallenriffe, wie sie typisch sind für die anderen polynesischen Inseln, und deshalb auch keine vor der Wucht der anbrandenden Wellen geschützten Strände. Man kann auf den Marquesas nur an wenigen Stellen baden, schnorcheln, tauchen oder anderen Wassersportarten nachgehen.

Die Aktivitäten an Land sind ganz dem Löschen und Laden der Fracht untergeordnet. Ist das Schiff beladen, geht es sofort weiter. Doch das macht nichts. Denn schon nach wenigen Tagen ist eine Routine zu erkennen, in der man sich schnell zu Hause fühlt. Frühmorgens werden die Pas-

sagiere an Land gebracht. Dafür müssen sie eine schmale Eisentreppe hinunter zu den Walbooten steigen – offenen flachen Schaluppen, deren Vorgänger einst zur Waljagd dienten. Von Matrosen, die am unteren Ende der Leiter mit den Füßen im Wellengang stehen, werden sie an Bord geführt. Bei behenden Reisenden reicht es, eine Hand zur Stütze auszustrecken, andere, die weniger beweglich erscheinen, werden einfach ins Boot hinuntergehoben.

Manchmal landet man direkt am Ufer ohne Steg, dann machen sich die muskelbepackten Bootsmänner einen Spaß daraus, huldvoll lächelnde oder vergnügt quietschende Damen und auch den einen oder anderen nicht allzu trittsicheren Herrn auf den Armen durchs Wasser zu tragen und behutsam auf dem Sand abzusetzen. Der anschließende Spaziergang führt zumeist durch das Hauptdorf der Insel, Wanderungen durch den Urwald haben einstige Versammlungs- und Opferplätze der Urcinwohner zum Ziel, es sind im wesentlichen zu Quadraten gehäufte Steinbrok-



ken und verwitterte Skulpturen, die Tiki genannt werden. Auf manchen Inseln kehren die Passagiere in einem einheimischen Restaurant ein, dann werden die typischen Gerichte der Marquesas – roher Fisch in Kokosnußmilch, gebratene Ziege, im Erdofen gegrilltes Schwein – von den Reiseführern dreisprachig erläutert, das Essen schmeckt immer gut. Es ist nicht so, daß sich die einzelnen Inseln mit ihren Attraktionen wesentlich von einander unterscheiden. Das Fremde der Umgebung wird schnell zum ständigen Begleiter, an den man sich gewöhnt. Bald ist es ein Bekannter. Zumal einem das Schiff immer vertrauter und in seiner unpräzisen Schlichtheit angenehm wird. Immer empfängt es den Rückkehrer mit der Kühle der Klimaanlage.

Die „Aranui III“ wurde nach deutschen Plänen auf einer rumänischen Werft gebaut und vor drei Jahren in Dienst gestellt. Es ist kein schönes Schiff – vermißt man es mit den Kriterien der modernen Vergnügungsschiffahrt, den eleganten Yachten und den schwimmenden Kleinstädten, die, ausgestattet mit allen Annehmlichkeiten und Zerstreungsmöglichkeiten der Unterhaltungsgesellschaft, auf den Weltmeeren unterwegs sind.

Die „Aranui III“ hingegen ist ein schwimmender Muskelprotz, stark, effektiv. Angetrieben wird sie von einer Maschine, die fünftausendzweihundert Pferdestärken anbietet und eine durchschnittliche Reisegeschwindigkeit von elf bis fünfzehn Knoten erreicht. Das Schiff, so erläutert der Ingenieur Gheorghe Nemesu auf der Brücke mit selbstverständlicher Schöpfergeste, verfüge über genug Energie, um sämtliche Marquesas-Inseln mit Strom zu versorgen und dabei genug übrigzubehalten, um selbst fahren zu können.

Der Rumäne Gheorghe arbeitet für die Werft, auf der die „Aranui III“ gebaut wurde. Er war für die Überführung verantwortlich und für die Garantiezeit, danach ist er an Bord geblieben. Es ist seine neunundvierzigste Fahrt zu den Marquesas. Er könne immer so weiter fahren, sagt er. Da der eigentliche Kapitän während der ganzen Fahrt unsichtbar bleibt, fällt es nicht schwer, den allgegenwärtigen Gheorghe in seinem weißen Ingenieurskittel, der sich über dem Kugelbauch spannt, als den eigentlichen Herrn des Schiff anzusehen, seine Schalter und Knöpfe und seine sechzigköpfige Besatzung, die fast vollständig von den Marquesas stammt. Als Mann für alle Fragen jedenfalls präsentiert sich Gheorghe in vielen Sprachen virtuos plaudernd und scherzend den Passagieren.

In sechsundachtzig Kabinen bietet das Schiff Platz für zweihundert Gäste. Die Kabinen in den unteren Decks sind Kammern, vom Boden bis zur Decke mit eierschalenfarbenem Plastikfurnier beklebt. An den Wänden stehen zwei Betten, getrennt durch einen schmalen Mittelgang, Schrank und Kommode. Neben der Eingangstür, die durch ihr eigenes Gewicht stets schwer und laut ins Schloß fällt, hat ein kleines Bad mit Dusche, Waschbecken und Toilette Platz. Doch selbst dort fühlt man sich schnell wohl, weil nur eines zählt: die Fahrt.

In den turmhoch aufragenden Aufbauten mittschiffs sind zwei Schlafsäle mit zweistöckigen Etagenbetten untergebracht, in denen kostenbewußte Senioren nachts jugendliche Feste feiern. Ebenfalls befinden sich dort der Speisesaal, ein Aufenthaltsraum und dreißig Deluxe-Kabinen und Suiten. Sie unterscheiden sich von den Kammern durch den großzügigeren Grundriß. Die meisten Suiten haben einen Balkon, groß genug für zwei weiße Plastikstühle. Darauf kann man sitzen und auf den kleinen Swimmingpool blicken, dessen Wasserfüllung bei hoher See ordentlich in Wallung gerät. Von den Suiten, die zum Bug ausgerichtet sind, kann man die Ladung sehen. Sie nimmt den größten Teil des hundert-siebzehn Meter langen Schiffs ein. Im

Fortsetzung auf Seite 3

Mit der „Aranui“ ans Ende der Welt

wesentlichen besteht die Fracht aus übermannshohen Containern mit allen Dingen, die für das tägliche Leben in einem von der Welt abgeschlossenen insularen Mikrokosmos benötigt werden, sie werden mit zwei vom Deck aufragenden riesigen Kränen bewegt.

Die Kräne sind stark genug, Motorboote, Traktoren und sogar Autos an Deck zu heben. Neuwagen werden von Tahiti auf die Marquesas gebracht, alte Fahrzeuge auf dem Rückweg zum Verkauf oder zum Verschrotten nach Tahiti mitgenommen. Sogar ein Sportflugzeug hatte das Schiff einmal an Bord, es gehörte dem belgischen Liedermacher Jacques Brel, der auf der Insel Hiva Oa seine letzten Lebensjahre verbrachte. Sein Grab liegt auf dem Friedhof des Dorfs Atuona, wenige Meter von der letzten Ruhestätte des Malers



Schwimmen ohne Aussicht Foto Andreas Obst

Paul Gauguin entfernt, des zweiten prominenten ehemaligen Bewohners der Inseln.

Doch im wesentlichen besteht die Ladung auf dem Weg zurück in die Zivilisation aus Kopra, getrocknetem Fleisch der Kokosnuß, das von alters her in der Südsee gewonnen wird. Seit einigen Jahren sind auch immer einige hundert blaue Fässer an Bord. In ihnen fermentieren die handgranatenförmigen Noni-Früchte, die auf den Marquesas wachsen, bevor man sie nach Utah schickt, in den amerikanischen Mormonen-Staat. Dort werden die Früchte, die übel riechen und genauso schmecken, von den Mitgliedern einer Mormonen-Gemeinde zu Saft verarbeitet, von dem sie behaupten, er helfe gegen alle Leiden des Menschen.

Jeder Tag, an dem die „Aranui III“ an einer der Inseln festmacht, ist ein Feiertag für die Bewohner. Die Regale der Supermärkte werden mit frischen Waren bestückt, Kunsthandwerker breiten in den offenen Dorfpavillons ihre Arbeiten aus, Schnitzereien, Flechtarbeiten, Schmuck aus Muscheln, Steinen und Knochen. Folkloregruppen und einheimische Musiker

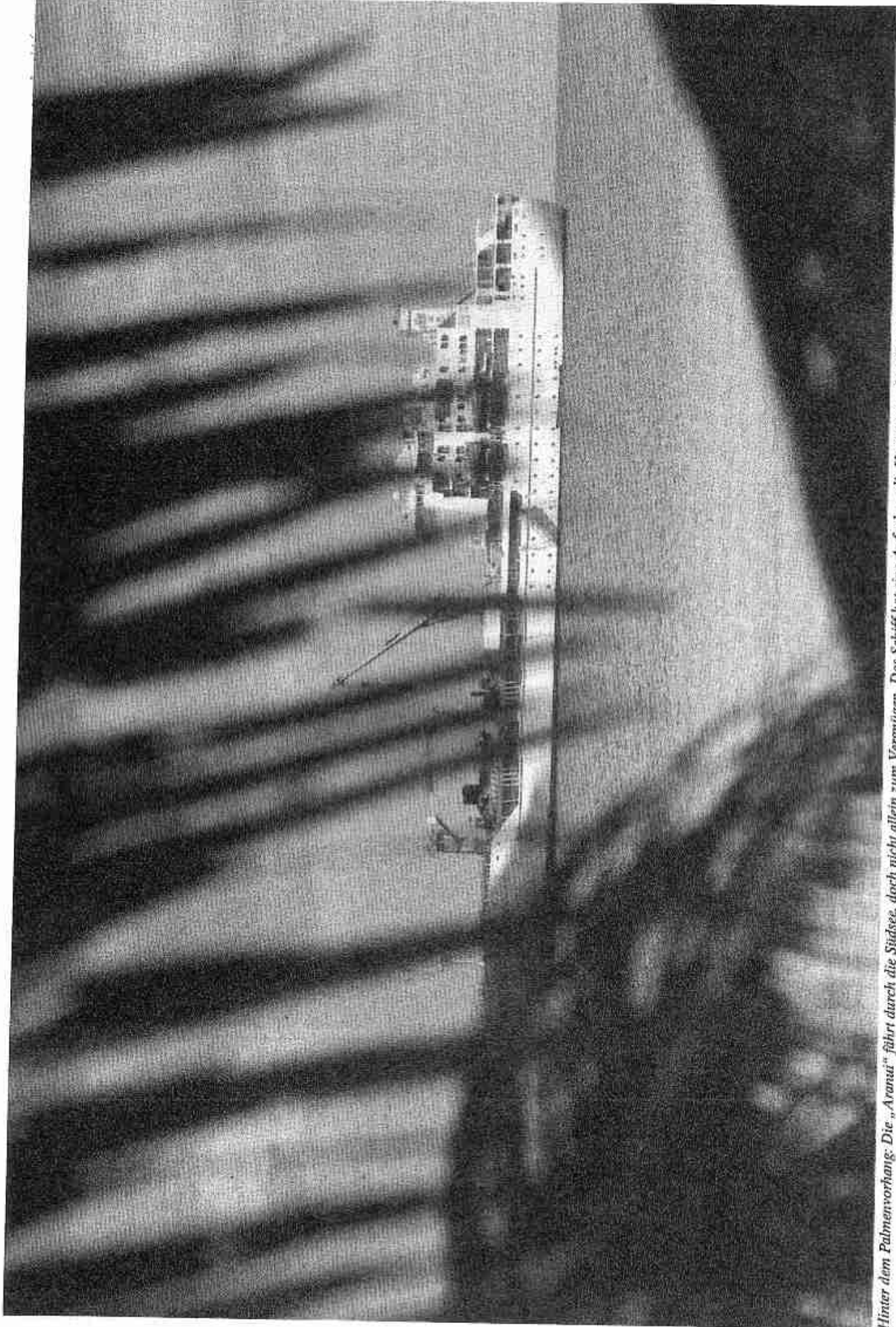
führen archaisch und reichlich brutal anmutende Tänze vor. Die Passagiere schauen und kaufen. Es ist ein gleichrangiges Geben und Nehmen zwischen Einheimischen und Gästen; gleichsam die Idealform des Tourismus im Zustand frühester Unschuld.

An Bord hingegen stützt sich das Unterhaltungsangebot ganz auf die kommunikativen Fähigkeiten der Passagiere. Ein von der Besatzung gestalteter „polynesischer Abend“ stellt sich im wesentlichen als Gelegenheit dar, die winzige Schiffsbar, die in einem kleinen Raum des Mittelturms untergebracht ist, ins Freie zu verlagern und damit mehr Passagieren und Besatzungsmitgliedern als sonst die Möglichkeit zu geben, miteinander anzustoßen. Darüber hinaus kommen Mannschaft und Passagiere auch über Bilder miteinander ins Gespräch: Die Körper fast aller Besatzungsmitglieder sind großflächig mit Ornamenten und Symbolen bedeckt, die Kunst der Tätowierung gilt auf den Marquesas-Inseln seit je als einzigartig. Während des ersten Abschnitts der Fahrt ist ein professioneller Tätowierer an Bord. Noch bevor das Schiff die erste Insel erreicht hat, haben sich mehrere Passagiere Bilder in die Haut ritzen lassen – schwebende Rochen, springende Delphine, die Schildkröte, das heilige Tier der Marquesas, Kreise, Blüten, geschwungene Ketten. Tapfer behaupten sie, keine Schmerzen empfunden zu haben.

Die Tätowierungen eignen sich auch als Tischgespräch. Sämtliche Mahlzeiten werden von den Passagieren zusammen im Speisesaal an langen Tischen eingenommen, eine feste Sitzordnung ist verpönt. Wer in den ersten Tagen den Versuch unternimmt, Plätze freizuhalten, hat seine Reputation als weltoffener Freigeist unmittelbar verspielt. Doch im Laufe der Zeit bilden sich wie von selbst Gemeinschaften unter den Passagieren, die im wesentlichen zwei Hauptgruppen angehören. Jenen Gästen, die Französisch sprechen und deshalb kein Englisch, und den Englischsprachigen, die allenfalls ein paar Worte Französisch verstehen. Sie haben es schwerer, weil auch die Besatzung fast ausschließlich französisch spricht. Zwischen ihnen flattern jene Sprachbegabte, die sich in beiden Idiomen auskennen oder aber immer wieder neu den Verlockungen des Tischweins erliegen.

Zu jeder Mahlzeit werden eisgekühlte Flaschen mit Chardonnay oder Merlot aufgetragen, leichtem französischen Landwein. Jeweils vier Gäste sollen sich eine Flasche teilen. Sie ist immer schnell geleert, Nachschub muß bezahlt werden. Es ist erstaunlich, welche Raffinesse manche Passagiere an den Tag legen, wenn es darum geht, sich mehr als das eine Glas zu sichern, das nach dem Teilen der Flasche jedem Gast zusteht. Da sucht man sich Tischnachbarn danach aus, ob sie Alkohol trinken, und läßt auch schon mal eine herrenlose Flasche zwischen den Beinen verschwinden, um sie in einem unbeobachteten Moment gegen die leere auf dem Tisch auszutauschen.

Am letzten Morgen tauchen die Hafenanlagen von Papeete vor dem Bullauge der Kabine auf, und man weiß, daß man zurückgekehrt ist in die Wirklichkeit. Andere nennen sie ein Paradies. Für einen selbst ist es ein Schock.



Hinter dem Palmenvorhang: Die „Arana“ fährt durch die Südsee, doch nicht allein zum Vergnügen. Das Schiff hat eine Aufgabe – die Versorgung der abgelegenen Marquesas-Inseln.